

## Der Kampf um den Mann.

Roman von Carry Brachvogel.

18. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Dieses Verlangen nach ihr fiel ihn an. O, sie mußte zu ihm zurück! Er wollte sie sich wiedererobern, sie im Sturm nehmen, so wie damals, als er zuerst um sie geworben hatte.

Die Erinnerung an den eigenen Erfolg straffte seine zusammengekniffene Gestalt, letzte ein flehendes Nicken auf seine blauen Lippen. Sie würde schon wieder mit ihm kommen, das war er gewiß! Wenn auch nicht gerade wieder nach Jena, so doch nach Berlin. Und das mit Jena ließ sich länger unaufrichtig arrangieren. Man konnte sie ein wenig der Winter über nach dem Süden schicken — das fiel jetzt gerade sicher nicht an! Der Standa, den er ebenfalls wie Marie vermeiden mußte, war dann beschützt; Haupt jag man nach Berlin. . . . Und wenn gleich die Reichshauptstadt nur drei Stunden von Jena entfernt lag, für ihn sollten Kaufleute und Akademiker zwischen den zwei Städten sich breiten, das schon er sich zu. Das war er nicht nur Franzj fähig, sondern auch sich, seiner eigenen Ruhe und seiner Zukunft.

Er setzte sich an den Tisch, aber dem die elektrische Birne leuchtete, und begann einen Brief zu schreiben — nach Jena. „Es kann so nicht weitergehen, Marie! Ich muß endlich wieder leben können, wie ein anderer Mensch auch, ohne die beständige Angst vor Entdeckung und Standa! — ohne die niederdrückende Scham Deinem Mann gegenüber.“ Er länger er aber zu ihr sprach, je lebendiger er sich melancholisches Kindergeicht zu sehen, ihre kleine, süße Stimme zu hören meinte, um so schwächer ward sein Widerstand. Und schließlich klang's wie der letzte Aufschrei eines Verzweifelten: „Ich tue, was Du willst! Dich und Dein Glück — nichts anderes kann ich mehr wollen. Rede Dich also nicht aus, ich werde die Sache hier zu einem guten Ende führen. Du hast mir so viel gegeben, daß Du um mich nicht, gar nichts verlieren kannst.“

Er überließ seine Fellen und fand alles ganz unmdglich, sich selbst auch. Er war so verwirrt in all seinen Gefühlen und Ausdrücken, daß er sich gar nicht mehr zurecht fand. Was wollte er jetzt eigentlich? Franzj? Marie? Jena? Berlin? Er hatte die Empfindung, als ob sein Kopf ganz ausgenommen und leer sei; das Gehirn mit dem Denkerwerden war sicher weg, nur Blutströme rauchten dunkel, zischend drin hin und her.

Ein Glück nur, daß es gegen diese schrecklichen Zustände ein sicheres Mittel gab. Ein Mittel, das er, wie manches sonst, Marie Copevius dankte. Ein herrliches, wirksames Mittel, das ihn ihr wie in einem Geheimbund gefielte.

Die kleine Silbernadel und das Gläschchen mit der wasserhellen Flüssigkeit. Zwölftes Kapitel.

Es klopfte an Franzj's Tür.

Das Mädchen öffnete nur einen Spalt. Es wollte sein Gesicht nicht sehen lassen, sonst hätte kein gutmütiges Lächeln am Ende alles verraten und die alte gnädige Frau und die Frau Mittelmeister wollten ja doch, daß es eine Heberkämpfung sei.

„Fr au Doktor, 's is Besuch da!“

Franzj lag am Fenster und hielt ein Buch auf den Knien. Ele hatte lesen wollen, aber ihre Gedanken waren davon gelaufen, weit weg . . .

Sie wandte den Kopf ein wenig nach der Tür.

„Sagen Sie's doch der gnädigen Frau!“

„Gnäd' Frau schick mich ja grad!“ Frau Doktor sollten doch gleich ins Wohnzimmer kommen. Frau Doktor werden sie länger sehr freuen, hat die auch' Frau g'lagt.“

„Schön, ich komme gleich!“

Sie trat vor den Spiegel, zu prüfen, ob sie auch unbedeutend aussähe, nicht vermeint, nicht unordentlich. Die Lösung der Familie, ihren Leuten kein Spiel machen, war auch die ihre, entsprach ihrer beherrschten Natur. Wer immer es sein mochte, der da zu Besuch kam — er sollte nicht wissen, wie es um sie und ihre Seele stand.

Während sie noch mit dem Stamm durch ihr hochstieftes Haar fuhr und einen Buderhaug auflegte, begann sie sich, wie wohl da sein konnte. Sie dachte es nicht. Wahrscheinlich irgendeine Anstaltsfreundin, mit der sie sich in jeder Beziehung nur eine Dual, ein Weingier, der sie, die Müde, zwang, Kommode zu spielen.

Sie trat ins Zimmer, blieb in hilflosem Schreck einen Augenblick an der Tür stehen, ganz wie damals, als sie ihren Mann zum erstenmal hier gegenübergekommen hatte. Stilllos aber nur einen Atemzug lang. Gleich richtete sie sich in trostiger Anbiederung auf.

„Du? Was willst du von mir?“

Er trat unsicher einen Schritt zu ihr hin, streckte ihr die Hände entgegen.

„Franzj!“ Seine Stimme klang weich und betörend.

„Jaß das alles!“ sagte sie rauh, „für dich bin ich nicht mehr Franzj, nie mehr.“

Nun hob ein langes Ringen zwischen den Gatten an, ein Ringen mit Worten, das sie beide mehr erhitte, grausamer verlegte, als wenn sie mit blinkenden Waffen gekämpft hätten. Doktor Benedikt hatte sich die Sache weit einlässiger geübt. Er hatte gemeint, daß die junge Frau, die zu ihm aufgesehen wie zu einem höheren Wesen, daß sie dem Bauer seiner Schmeldereien erliegen, dem Reich seiner Neuen Glauben sünden sollte. Aber diese starre, hartnäckige Gestalt, die da an der Tür lehnte und mit einer trockenen Stimme redete, die ihr gar nicht zu gebären schien, das war nicht mehr die Franzj, die er früher gekannt hatte. Nicht mehr die demütige Braut, die sich klein neben ihm fühlte, nicht mehr die junge Frau, die stolz auf ihn und wissenschaftlich im Dörfchen mit leuchtenden Augen unter seinen Studenten saß. — Das war ein bis ins Tiefste beiliebtes Weib, das gewachsen war unter dem Schicksal, das er ihr auferlegt, und das ihm hart, entschlossenen gegenüberstand, die ne Schwänke, keine Verzeihende, sondern eine Antäherin —

„Spare dir a le Worte, alle Beteuerungen, ich gebe nicht mehr zu dir zurück!“

Er wollte versuchen, ihr klarzulegen, wie alles gekommen sei, vor allem verjähre, die Fiktion aufrecht zu halten, daß die Ehe kein geliebtes sei, aber sie schritt ihm mit einer Weisheit das Wort an.

„Daß alle Augen, sie helfen gar nichts! Ich weiß, und lasse mich nichts ausreden. . . Ich bin von dir gebelirtet worden, weil ihr ein Waschgefäß gebraucht habt! Degen! das doch, wenn du kannst! Leugne es! Herrgott, leugne es doch!“

Sie war nicht vor ihm hingetreten und warf ihm die Worte ins Gesicht. In ihrer Stimme klang es wie ein Auffschrei, ein Zug gewaltiger Ermutigung trat in ihr Antlitz, als hoffte sie alle Härte und Worte zum Trost auf eine Antwort, die all ihre Anfechtungen zu Boden schlagen sollte . . .

Er senkte die Augen, schämte.

„Siehst du, du kannst nicht einmal mehr leugnen! Und das — das — das kann ich dir nicht vergeßen. Wenn du mich betrogen hättest, wie Frauen sonst wohl betrogen werden, biß, weil der Mann ihrer mißde ist oder eine andere ihm momentan besser gefällt — siehst du, das hält' ich verunndelt! Unter Schmerzen und Tränen, aber ich hält' ich verunndelt! Güt's verunndelt müssen! Aber das, daß gar kein Zug zwischen uns ist, an dem du mich nicht gebelirtet hast, daß du von allem Anfang an, immer, immerfort gelogen und betrogen hast, daß alles gelogen war, jedes Wort, jeder Fuß, jede

Sämlis, auch Kältegrade und hohe Wärmegrade schließen sie aus. Keuchastriker sind somit nicht thermophil, weil Siebeigie die Deutlichkeit aufhebt. Das Fleisch wird auch infiziert, wenn es in der Nähe eines phosphoreszierenden Fleischstückes gelegen hat. Auch Gegenstände, die Phosphor absorbieren, können es leuchtend machen, und die Phosphoreszenz ist ohnehin nichts anderes, als ein allmähliches Verbrennen von Phosphor zu phosphoriger Säure. Zur Befreiung der Phosphoreszenz empfiehlt sich die Behandlung der infizierten Gegenstände und Räumlichkeiten mit Essigsäure oder Salzsäure und vor allem die Befestigung morscher oder fauligen Holzes in den Aufbewahrungsräumen des Fleisches.

Die Fleischbeschauungsgebung enthält keine Anweisung über die Beurteilung leuchtenden Fleisches; dasselbe ist genutztauglich ohne Einschränkung, weil es der menschlichen Gesundheit in keiner Weise schädlich ist.

### Bunte Zeitung.

#### Das ruinierte Rußland.

Eine bolschewistische wirtschaftliche Monatschrift bringt die Reihe der Bittern über die Kohstoffwerke, die Produktion und die Arbeitsteilung im Sowjet-Rußland. Aus einer Statistik der Arbeiterarmee geht hervor, daß die Zahl der Arbeiter fast um das Doppelte in die im Betrieb zusammengekommen hatte, während die Produktion um das Dreifache zurückging. Die Kohstoffwerke und vor allem die Kohlenereiden sind so gut wie aufgegeben. Die gewaltigen Metallschmelze des Landes nützen nichts, solange es an Hilfsmaterialien fehlt und die Verarbeitungsleistungen nicht behoben werden. „Auf dem zweiten Kongress der Bolschewistischen Kommission in Moskau,“ so schreibt die Zeitschrift, „wurde die Frage über den gewaltigen Rückgang der Produktion sehr ausführlich erörtert, wobei festgestellt werden konnte, daß der Bedarf an verschiedenen Gegenständen, Zirkeln, Maßstäben und Rohmaterialien für die Herstellung der Produktion nur in der Höhe von 1 v. H. befriedigt werden kann. Daß die geamte Produktion nur auf angesammelten Reserven der früheren Regierung basierte, wurde von dem Kongress ohne jede Einschränkung festgestellt. Der Kongress hat seiner Zeit alle Produktionszweige des Wirtschaftslebens durchgesprochen und ist einmütig zur Heberzeugung gekommen, daß die Produktion, ungeachtet der hohen Arbeitslöhne und einer Verdoppelung der Zahl der Arbeiter, fast völlig zum Stillstand gekommen ist.“ Es scheint auch in wirtschaftlichen Dingen bei den Sowjets mehr bedankt als gehandelt zu werden. Das Kopferbeden über den fändigen Rückgang, ja man kann sagen den völligen Ruin der russischen Industrie ist eigentlich überflüssig. Die Ursachen liegen so klar auf der Hand, daß alle Debatten darüber nur immer wieder zu dem einen Resultat führen können, daß der Kommunismus der Ruin des bolschewistischen Lebens ist.

Das untertunnelt Jerusalem. Auch vor den heiligen Städten des Orientenents macht das Bellen der Technik nicht halt. So ist kürzlich ein großartiger Ingenieurplan für Palästina, dem „Schö“ zufolge, von einem norwegischen Ingenieur namens Albert Herjoh ausgearbeitet worden; er verjährt das Ziel, das Mitteländische Meer und das tote Meer durch große Kanalisationen miteinander zu verbinden. Der Plan sieht einen Tunnel von etwa 60 Kilometer Länge vor, der von Jbba nach Beitan führt und unter Jerusalem durchgeht, um Wasser zu dem tieferen Ende des Jordanitales zu führen. Von der Stelle aus soll das Wasser durch Röhren bis zu dem Niveau des Toten Meeres geleitet werden, und dort eine Kraftstation mit elektrischen Maschinen die Wasserkraft in Elektrizität umwandeln, um auf diese Weise Licht und Kraft dem ganzen Lande mitzuteilen. Die Kraftstation soll auch dazu verwendet werden, um die Wasserzufuhr vom See von Genesareth zu regulieren und damit die Bewässerung von einigen Hunderttausend Acres Landes in die Wege zu leiten. Sodann soll die dadurch erlangte Kraft zum Betrieb von Wassermotoren in der Gegend des Toten Meeres und in den Ebenen von Sodom und Gomorra genutzt werden.

Wästerandacht für Genesareth. Das auch der praktische Sinn der Engländer von durchtauchenden Schwämmen nicht frei ist, beweisen die fälschlichen Maßnahmen, die die britische Militärkommandantur für die in Ostafrika lebenden Truppen getroffen hatte. Die Internantur brachte kürzlich aus den Beständen der Depotverwaltung rund 25 000 Paar gekürrte Wollhandschuhe zum Verkauf, die dazu bestimmt

waren, die Hände der am Äquator lebenden britischen Soldaten warm zu halten. Außer diesen Handschuhen wurden aber den afrikanischen Truppen auch noch Stahlhelme geliefert, die die englischen Soldaten für alles möglich verwendeten, aber nur nicht für den Zweck, dem sie dienen sollten. Die Londoner Blätter wissen des weitern von der Sendung mehrerer Tonnen Hufeisen nach Afrika zu berichten. Wozu in einer Wüste, in der es keine Pferde gibt, wo vielmehr alle Transporte durch Kamele befördert werden, dienen sollten, weiß allein die britische Internantur.

Ein erstlicher Abenteuer. Die Spaner Geheimpolitik hat kürzlich einen Abenteuerer origineller Art verhaftet. Es ist ein etwa 24jähriger Mann, der in Bombay geboren ist und sich Swawachy Koy nennt. Er tritt sehr elegant auf und spricht fließend sechs Sprachen. Daß gibt er sich für einen englischen Kapitän aus, bald für einen Hindupringen, der freundschaftliche Beziehungen zu mehreren Sultanen pflegt. Dank seinen klingenden Titeln und seinem vornehmen Auftreten gelang es ihm, Bankiers, Gastgöste und Privatpersonen hnters Licht zu führen und sie zu brandstiften. In den letzten sieben Jahren ist er unter vielerlei Namen an den verschiedensten Plätzen aufgetreten. In Konstantinopel erschien er als Agent einer fremden Macht, und in Persien sah man ihn in der unmittelbaren Umgebung des Schahs. In Heidelberg war er als Hörer an der Universität eingeschrieben, außerdem tauchte er in Ägypten, Rom, Genf, Interlaken, Mailand und London auf. In Marseille gab er sich für einen Prinzen Sng, einen intimen Freund des Sultans Mohammed Aga Khan, und für ein Delegationen zur Föderation aus. In Lyon schloß sich seine er sich den Bürgerlichen und Militärbedürden als englische Kapitän mit geheimen Aufträgen vor.

Die „weiße Kohle“ hat Mesjzen. So zahlreich Vorkette auch schon bei dem Vergleich zwischen der Elektrizitätsgewinnung aus Steinkohle und der Stromerzeugung durch Wasserkräfte zugunsten der letztgenannten Art angesehen wurden, man hat bisher doch vergessen, zu berücksichtigen, welche der beiden Methoden die wenigsten menschlichen Arbeitskräfte zur Bedienung der Generatoranlagen erfordert. Diese wichtige Frage wurde jetzt, wie die „Electrical World“ mittelt, durch die Praxis selbst beantwortet. Und zwar ebenfalls mitaus zugunsten der „weißen“ Kohle. Die amerikanische „Alabama Power Gesellschaft“ betreibt ein nach allem Sätzen mit Dampfmaschinen arbeitendes Kraftwerk. Um dort 1000 Kilometer Elektrizität zu erzeugen, sind durchschnittlich 13% Arbeiter erforderlich. Dagegen benötigt man in einer Kraftanlage, die ganz in der Nähe des Alabamawerkes arbeitet und von Wasserkräften gespeist wird, zur Erzeugung einer gleichen elektrischen Energiemenge lediglich sechs Arbeiter.

### Literatur.

Die freie Liebe bildet das Leitmotiv in Katharina Botshys neuem Roman „Das verbotene Paradies“ (Kürschners Bücherstich Nr. 1238, Hermann Hilger Verlag, Berlin W. 9.) — An dem unglückseligen Gescheh einer jungen leidenschaftlichen Liebe zeigt die weitbekannte Dichterin, daß nur der im tiefsten Leid gehärtete Charakter Meister seines Schicksals zu werden vermag. Wenn der Roman auch nur von zwei Einzelmenschen spricht, so müssen wir ihm doch für die feinsinnige Einlichkeit in die Kulturfragen des Liebesproblems Allgemeinmüchtigkeit zusprechen. Die großen Gedanken des Buches sind durch eine innige, an poetischen Kleinodern reiche Sprache und durch herrlichen Humor künstlerisch gemildert und uns menschlich nahe gebracht.

Tiefste Wunder der Frauensee deutet Albert von Trentini in seiner Erzählung „Die Witwe mit dem goldenen Ring“ (Kürschners Bücherstich Nr. 1237, Hermann Hilger Verlag, Berlin W. 9.) — Eine echte dichterische Verurteilung zeigt er nicht in seiner herrlichen, farbenprächtigen Sprache allein, nein, vor allem in jener höchsten Kunst der Seelenschilderung: im Verschweigen Alles zu sagen. Als die Geschichte einsetzt, stehen die Herzen in Wärme und ettel Sonne strömt über die Welt. Mitten hinein aber greift der Tod zu. Wie nun die Witwe den Kampf des geliebten Verarmtstigen gegen das leidbittige Leben erleidet und sich endlich innerlich klärt und erhebt, das ist schicklich reiste Kunst! Erschließt des Wortes und der Bilder verbindet sich mit erschütternder seelischer Spannung zu einem Werte, das unbedingt und stark bereichern muß. — Eine ganz ins Menschliche gehendete Kriegserzählung „Der Erste“ ist beigegeben.

Zu beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 43 Gernert 4520.



Bemerkung über die - diese - Daß ich gar keine Erinnerung hab', nicht die kleinste, armeliche, an der nicht diese eckeligen Vagen stehen - nein, nie verzeih' ich dir das! Und darum komm' ich nie mehr zu dir zurück!

Horn liegt in ihm auf, Horn, daß sie ihn bis zuletzt durchschaute und mit so verweyender Starkeit aussprach, was sie in ihm sah. Seine männliche Güteleit war tief verlest, daß die Frau immer noch von Digen sprach, wo er doch längst schon ihre Verzeigung erliest hatte.

Mit einer bräutlichen Bewegung ergreift er ihre Hand. "Du mußt zurückkommen!" "Wer will mich zwingen?" "Wir beide haben nicht mehr allein auf der Welt. ... Das Kind - im Namen des Kindes werd' ich dich zwingen, mit allen Mitteln zwingen, zu mir zurückzukommen!" "Verzich es!" "Er hätte sie einzuführen." "Das Geiz steht mir zur Seite." "Wie? Muß jede Frau zu dem Mann zurück, der sie betrogen hat, nur weil sie Mutter ist?" "Das Kind ist wider uns. An dem Kind habe ich auf jeden Fall ein Recht, ein einziges Recht, das ich mir nie nehmen lasse. Das Kind bindet dich, Franzl. Sei also klug. Ich gehe dir ja zu, daß ich mich in gewissem Sinn an dir verzeih' habe, nur in gewissem Sinne, hörst du? Ich habe dich um Verzeigung gebeten und dir gezeigt, daß ich keine ... " "Weil ich ihre Briefe gefunden habe! Hät' mir ein Zufall sie nicht in die Hand gespielt, so wärdet du gar nichts bereuen, sondern ruhig weitergehen! Und mit dieser ungedruckten Reue meinst du mich zu zwingen? Meinst, mich zu zwingen, weil ich ein Kind trage? Nie ... nie ... gar nie! Das Kind gehört mir, mit allem, das soll nichts wissen von einem Vater, der so gut lägen konnte wie du. Das soll nie wissen, daß es in Dige empfangen worden ist, daß sein Vater schamlos, unerbittlich log, vom ersten Tage an, da er die Mutter umging. " "Wo warst du, Franzl, treibe mich nicht zum Neuesten, mach dir nicht einen Preis aus mir. Glaube, ich spreche vor nichts zurück, wenn du unerbittlich bleibst. Um des Kindes willen bring' ich dich, so oder so - " "Zwing mich nicht! Aber erst mußt du mich zwingen, daß ich das Kind auch zur Welt bringe!" "Er prellte zurück. " "Das - das - ein Verbrechen könntest du - ? " "Aber kann ich - nur nicht zu dir zurück! " "Du bist irrinnig! Du gehst in eine Heilanstalt - " "Auch der Scheidung vielleicht! Aber erst die Scheidung - " "Damit verließ sie ihn. Es blieb ihm nichts übrig, als zu gehen. Franzl hatte kaum die Kraft, sich wieder nach ihrem Zimmer zu schleppen. Als sie die Haustür ins Schloß fallen hörte und als er hörte, daß ihr Mann fort sei, ging sie mühsam und stöhnend nach dem Speisezimmer, um sich ein Glas Wein zu holen. Sie hatte kalte Hände und abgemagert das seltsame Gefühl, daß ihr Körper nie mehr erwärmen könnte. Sie hätte so gerne die Mutter oder eine der Schwestern bei sich gehabt, aber gerade heute waren sie alle ausgegangen, ogentlich sie sonst so häuslich geworden waren. " "Als sie ins Speisezimmer trat, traute sie ihren Augen kaum. Wie? Hatte Mama denn zu Abend Gähne geladen? Warum fanden auf dem Tisch, Silbergläser, Sektflasche und daneben im Kähler eine Glaszeitung. ... Erlaunt trat sie näher an den Tisch. Nur zwei Gedecke waren aufgelegt. ... auf jeder Serviette lagen ein paar Rosen, wie für ein Liebespaar ... " "Eine tiefe Aste liegt in Franzls Wangen. Sie erkannte Digos sorgende und ach! so lastige Hand! Die Aste begann zu zittern, sie mußte sich setzen. Das also hatten sie gewollt! So hatten sie allesamt gemeint, sie zu überlisten! Wie Schuppen fließt ihr von den Augen. Arrangiert war alles gewesen, einfach arrangiert ... sie hatten ihr Kommen lassen und auf seine alte Wacht über sie vertraut. ... Und was dann seine Reue, seine Bitten vielleicht nicht erreichen konnten, das vollendete der Sekt, der Rausch einer Verzeigungskunde mit Wein und Sekt. ... Darum auch waren sie alle so distret weggegangen, so widerwärtig distret! So wenig beziffren sie von dem, was ihr geschehen war und was geschehen mußte, daß sie meinten, all ihr Verzeleid ließe sich in einem Champagnerglase erlösen. ... " "Sie brach in Weinen aus, sie wollte, wie sie nie zuvor gemeint hätte, nicht einmal in den letzten, armen Tagen

von Zena. Sie fühlte zum erstenmal, daß sie allein, ganz mutterseelenallein war auf der Welt.

Epät erst kamen die anderen nach Hause, Mama zusammen mit Diga, Tilde war auf eigene Faust in die Stadt gegangen oder vielmehr geflücht worden, denn sie hatte gar kein Vertrauen zu der ehelichen Verzeigungsgene gezeigt. Aus ihrem Schwestern Leib heraus, das ja in gewissem Sinn dem Leid der Schwester glich, bezog sie, daß die Dinge anders gehen würden, als Digos Optimismus sich's und der Mama ausmalte. Aber sie war mit ihrer Ansicht vollkommen übereinstimmend und überredend worden.

"Tilde, das verzeih' du nicht! Du warst nie verheiratet und weßt also nicht, daß Eheleute sich immer wieder zusammenfinden, zusammenfinden müssen - " "Müßlich!" sagte Tilde trocken. "Wir werden ja sehen, wer recht behält." Frau von Meer und Diga waren völlig niedergeschmettert, als sie sahen, daß die Sektflasche noch im Kähler lag, die kalten Platten und Sektgläsern unberührt standen. "Sie ruiniert uns," schrie Frau von Meer weinend, "ruiniert sich und uns. ... Was soll man denn hier aus mit ihr anhangen?" "Sie führten nun auf Franzl ein, bedrängten sie mit Verzeigungen, mit Bitten, zuletzt mit Drohungen. "Im Haus bei uns kannst du nicht bleiben, das mußt du doch erkennen!" "Franzl, liebe, gute Franzl! Überleg dir's doch - er wird Broessor in Berlin! Denk doch, wie schön! Was du da für ein Leben haben wirst!" "Und er bereut es, glaub nur, Franzl, er bereut es ... es kommt nie wieder vor!" "Denk an den Kind, Franzl, du darfst doch deinem Kind nicht den Vater nehmen. ... " "Und wenn das Kind erst da ist, wird alles anders sein ... ein Kind erzt der Frau viel ... " "Franzl, du darfst uns das nicht antun!" "Franzl, du mußt wieder zu ihm, um jeden Preis ... " "Denk an deine Pflicht, Franzl!" "Was wär' das für eine Liebe, die gleich bei der ersten Enttäuschung aufhören wollte - " "So redeten Frau von Meer und Diga auf sie ein; Tilde hatte sie nur mit einem mißliebigen Blick angesehen und ihr lei e die weichen Haare aus der Stirn gestrichen. "Arm's Häscher! Du bist auch nicht zu neiden!" Damit war sie aus dem Zimmer gegangen. Franzl saß auf ihrem Bett, den Kopf geent, die Arme im Schoß. Vor ihr lauerete Diga, freudevolle ihre Hände und entwarf glänzende Zukunftspläne von Ehen. Frau von Meer stand daneben, weinte, bettete und schalt abwechselnd die Tochter, der die Tränen in Strömen über das Gesicht floss. Franzl wagte nicht mehr, was um sie her eigentlich vorging, sie hörte nicht mehr deutlich, was die anderen sagten. Es rauschte in ihrem Kopf und vor den Augen beschwamm ihr alles. Sie wagte nur noch eins: "Sie wollen, daß ich ja sage, daß ich kann doch nicht ... " "Ihr war kommt wie einem, der sich in den Bergen verirren hat und an eine winzige Felskante geklammert über den Abgrund hängt. Er muß schreien, ob ihm der Atem schwillt, ob die Finger sich im Krampf brechen wollen. Festschalten. An der er winzigen Felskante hängt ja sein Leben. ... Aber immer heftiger wird der Drang, den angepönten Rücken Gefährdung zu gähnen, immer unabweislicher das Verlangen, die verkrampften Finger zu lösen. ... " "Eine bleischwere Müdigkeit überkam Franzl. Digne es zu wissen, daß sie hier jetzt lag, daß sie hier lag, damit sie endlich meine Ruhe habe und schlafen kann!" "Sie hob den Kopf, sah die Mutter an ... Öffnete die Lippen. ... " "Franzl!" schrie Diga entsetzt und wollte die Schwester zwisehen Waschen und Weinen in die Arme schließen. Aber Franzl schloß die Lippen wieder, ihr Gesicht sah plötzlich ganz versteinert und grünlich aus. Ein furchterlicher Schmerz gerieth ihren Körper ... sie schloß, griff nach dem Herzen ... dann in die Luft ... stürzte ohnachts von Betrand hinter, daß Diga sie gerade noch auffangen konnte, ehe sie mit der ganzen Kraft des Falles zu Boden schlug. ... " "Nun war für viele Wochen keine Rede mehr von einer Rückkehr nach Zena, man wagte ja nicht einmal, ob Franzl mit dem Leben davonkommen würde. Und auch als sie zum erstenmal wieder als marte Nelsonalegentin bei den Zhen saß, konnte keine mehr sie an ihre Pflicht gegen das ihr geborene mahnen. Die Anstrengungen jenes Tages hatten ihre Mutterhoffnungen zerstört.

### Gaul und das Pferd.

Am 50. Geburtstag von August Gaul, 22. Oktober.

Der gebürtige Wittfel konnte mit Genehmigung des Verlags Cassirer zum Teil der zum Geburtstag von Prof. Dr. Gaul geplanten Festschrift einnehmen werden, die zum 22. Oktober erscheint. Die verzeiglichen Redaktionen werden gebeten, die den Artikel nicht vor dem 20. Oktober zu veröffentlichen, da Prof. Dr. Gaul durch die Festschrift überfordert werden soll.

Deutschlands unbedrungen erste Tierbildner - aber seine Kunst hat sich nicht nur auf dieses Spezialgebiet beschränkt - kam am 22. Oktober zum 50. Mal den Tag feierlich begehen, an dem er 1839 in Groß-Müden bei Hann. geboren wurde. Jede größere Galerie besitzt heute ihren "Gaul" oder gar mehrere, meist in Bronze, seltener in Marmor, geschuldet Tiere, von denen der Meister Bären, Löwe, Enten, Schafe, Tiger, Affen, Ferkeln am meisten liebt, wie er sich auch in Steinzeichnungen festgehalten hat, oder auch Medaillen und Plakaten. Unter den Glühwürmchen, die zum 22. Oktober in Gaus's Atelier im Berliner Brunnenweg hingen, waren, ist auch eine Festschrift, die der Direktor Waldmann von der Bremer Kunsthilfe im Auftrage vom Verlag Paul Cassirer, Berlin, verlegt und die ausschließlich dem Künstler gewidmet ist und sein Werk in 40 Tafeln zeigt.

Warum hat Gaul niemals ein Pferd modelliert? Die Frage, die ich schon manchem seiner Verehrer aufgebracht hat, beantwortet und begründet n. a. auch Waldmann. Mit Gesehmung des Verlags können wir die e allgemein interessierende Stelle schon heute unsern Lesern bieten.

August Gaul hat noch nie ein Pferd modelliert. Trotzdem es doch Künstler sind, die uns darüber belehren, daß nicht dem menschlichen Körper der höchstentwickelten Organismus der des Pferdes ist - August Gaul, der große Tierbildner unserer Zeit, fühlte sich von ihm nicht angezogen.

Es gibt keinen Zufall in der inneren Geschichte der Kunst. In der äußeren. Man mag es immerhin als einen glücklichen Zufall ansehen, daß Gaul als junger Mann, als Kunstgewerbe studier in Berlin, einmal, bei einer Schillerrolle eine Dauerkarte für den Besuch des Zoologischen Gartens gewann und vom nächsten Tage ab zu seinen hertäglichen Siemanngängen gehörte, vom morgens sechs bis neun vor Mittern und schließlich gehend; man mag also in diesem Falle einen äußeren Anlaß zur Erklärung für eine notwendige innere Tendenz rechnen und den blinden Wurf des Würfels prüfen, der Gaul zu Tieren führte: Das mit dem Pferd ist aber gewiß kein Zufall. Es ist nicht so, daß Gaul an Pferden vorüberginge oder dachte, daß Pferd sei durch die "Magone" vor der Nationalgalerie oder den Hofe, aber in Bremen erwidert und haben nun für längere Zeit nichts mehr zu sagen. Sondern der Bericht kommt aus der tiefen Vergangenheit, viel ursprünglicher und zugleich doch auch wieder viel kunstsinnlicheren Sphären. Das Pferd stellt für Gaul keine reine Art mehr dar. Selbstverständlich nicht im zoologischen Sinne, sondern ausschließlich im künstlerischen Sinne keine reine Art. Das Pferd erscheint ihm ebenso wie der Hund, der Gefährte des Menschen, wohl nicht tierisch oder, mit ganz bestimmter Wortführung ausgedrückt: wohl nicht animalisch genug. Anders läßt sich diese auffallende Erscheinung nicht gut erklären.

Denn August Gauls Kunst lebt nun einmal im Element des Natürlichen. Sie ist reich an Erfahrung und so sein an Beobachtung, und im gleichen Augenblick so einfach in der Empfindung, daß sie die Formen, die sie hinstellt, so hinstellt, als sei vor ihm, vor August Gaul, noch nie jemand auf den Einfall gekommen, ein Tier zu modellieren; als existiere keine ägyptische Stagenbrone und kein griechischer aradischer Stier, kein persischer Löwe und kein Tiger von Barye. Wenn Gaul ein Tier studiert, wenn er es zeichnet, zudeute von Malen immer und immer wieder, bis er es auswendig weiß, beobachtet er sich in dieser harten, tagelangen Arbeit soviel Unlust, daß er imstande ist, dieses Tier als die freieste, eben geläutete Leistung des reinsten Schöpftages anzusehen. Ein wenig erlaubt über das Tierliche, das so ganz anders aussieht als das Menschliche. Aber auch als Amateur-Schöpfer, ein wenig verständnislos, der da denkt: "Du Wär, wenn du da an der Schulter nicht diesen Knappen hältst, dann wärdet du gar nicht lebensfähig!" - Gaul sieht von außen in die Schärnere und Geiente eines Tierorganismus hinein, er fühlte mit flüchtigem Blick die für ihre Lebendigkeit und Lebens-

fähigkeit entscheidenden Punkte und hängt nun das Gerüst von Knochen und Fleisch, von Haut und Haar und Federn an diesen Punkten an. So kommt es, daß seine Tiere so nah wirken, als seien sie nie durch Menschen und zoologische Gärten und unzählige Bildhauer verdrungen worden. Seine Tiere kommen alle aus einem glücklicheren Zeitalter, sie sind der Schöpftagesgeschichte näher an die Gegenwart, die wir nicht länger wahrnehmen. Von Karte sie für die Figuren die er Gezeichnet halten und ihnen, wenn sie nicht so "hässlich" wären, eine gewisse Identität ausstellen. Vor manchem seiner Tiere möchte man betragen sagen: "Wiso sie hätte es eigentlich werden sollen, wenn der Darwinismus nicht in der Welt wäre!"

### Das Geheimnis des leuchtenden Fleisches

Schon manche Hausfrau hat wohl gelegentlich, sei es wohl Schreden, sei es voll Erkennen die Beobachtung gemacht, daß ihr Fleischbrot, soweit man heututage von "Korben" überhaupt sprechen kann, im Dunkel zu leuchten begann. Die e Eigenheit des Fleisches war bereits Aristoteles bei manchen Meeresarten und beim Fleisch geschlachteter Tiere bekannt. Mäher bei er eben wird jedoch das Phänomen erstmals von Gorceius als Aquaplanes im Jahre 1692, als in Rom der röh aufbeimarie West eines geschlachteten Kalbes leuchtend wurde. Im Jahre 1780 wurde nach einem anderen Bericht bei einem Fleischhauer in Dresden der gesamte Fleischvorrat leuchtend. Der Physiologe C. von Wedde hat mitgeteilt, daß in Wien Anfangs der 50er Jahre einem Metzger alle Würste leuchtend wurden. Auch beobachtete 1877 in Wien, daß Schreinerfleisch, welches in einem Speisegebäude in einer Schale aufbewahrt war, ein solch intensives grünliches Licht verbreitete, daß sich Personen beim Scheine des Leibes erkennen und an der Tagelichte die Zeit richtig ablesen konnten. Seitdem liegen in der fleischphysiologischen Literatur zahlreiche typische Fälle von Dunkelleuchten des Fleisches geschlachteter Tiere vor. Gotteswinter berichtet in der Wochenschrift für Tierheil- und Viehz., daß zwei arme Frauen sich je ein Hund Schweine- und Rindfleisch gekauft und daß diese in einer dumpfen Kammer aufbewahrt hatten. Bei Tageslicht betrachtet, stellten beide Fleischsorten eine "tabelle e, scharfe, unerbordene, scharfe, vollkommen glunde" Ware vor; bei der Unterzang in einem dunklen Zimmer aber (a) Gotteswinter, daß die dem Schweinefleisch festhaltlichen Halbschinken und deren Umgebung so hell leuchteten wie hellglühendes Eisen.

In der genannten Festschrift wird noch ein anderer ähnlicher Fall beschrieben: "Von einer angesehenen Familie wurden aus dem ersten Fleischhauer: schen in W. fog. Rindfleischstücke gekauft, die aus einem Rindfleisch sehr Pfeffer und Salz, ohne Ansdrauch behandeln und in Winddärme eingehüllt waren. Die Würste wurden in einer Porzellan-schale in einem nicht beheizten Kofchen mit offener Erde aufbewahrt und zeigten nach vier Tagen eine sehr starke Phosphoreszenz. Hienus wurden noch von dem erwähnten Metzger die Würste zur Untersuchung gebracht, und er sah die eben im dunkeln Zimmer hell leuchten. Es wurden eine neue intens. bläulichweiß leuchtende Perlen, etwa 20-25 im ganzen bemerkt. Obwohl die Würste mit einem Tuch trocken getrieben wurden, leuchteten sie dennoch, und zwar nach der Prozedur fast intensiver. Die Würste selbst waren noch ganz frisch, rochen wie frisches Fleisch und wurden auch später ohne alle Folgen mit großem Appetit von dem Metzger verzehrt, der sie, um alle Verzierungen auszuzeichnen, bereitwillig zurückgenommen hatte. Und auch Baranski beobachtete in einem Aufbehangsraum das Leuchten von Fleisch; trotz Desinfektion und Luftzug war diese Erscheinung nicht zu beseitigen, erst als ein morscher Balken, die Quelle der Infektion, aus dem Lokal entfernt war, hörte das Leuchten aus."

In morschen, faulendem Holz finden daher die Leuchtbakterien den geeigneten Nährboden, und diese müssen die Ursache des Dunkelleuchtens von Fleisch angesehen werden. 1877 konnte auch Leuchtbakterien nachweisen. Solche fand man auch im Fischfleisch, dessen Phosphoreszenz seit langem bekannt ist. Cl. Barzel und Cl. Huxton stellten 1879 fest, daß das Leuchten des Hummerfleisch ebenfalls auf Bakterienwirkung zurückzuführen ist. Ganz bezeichnend ist Barzel'scher daüber, daß das Leuchten des Fleisches auf eine Infektion mit speziellen Leuchtbakterien zurückzuführen ist. Auch auf Fleck und Rot sind die eben bismellen nachgewiesen worden. Es sind mehrere verschiedene Arten und Rassen, welche, ihre Lichtentwicklung durch Bakterien. Die Leuchtentwicklung beschwindet bei allen Photosbakterien mit dem Eintritt der

